



(212)

「たばこが吸える五日、与野市内で起る年の男子生徒がナイフは、たばこいな口論がしていたナイフでの発作シヨンや護身用としていふ危険性をほらして

事件で使われた凶器は「ナイフ」のサリもの。刃渡り八センチと棒状にならただけではナイ

納まるサイズは八千円。都府庁のナイフは、中・高格

繁華街一帯は大宮署では

好い。サリもの。刃渡り八センチと棒状にならただけではナイ

側の子

誌の広

気に入り

携帯して

なつたこと

りナイフを

った。

TOKYO

**EINE GEFÄHRliche
REISE
DURCH DIE JAPANISCHE
UNTERWELT**

VICE

JAKE ADELSTEIN

riva

TOKYO VICE

TOKYO VICE

EINE GEFÄHRLICHE REISE DURCH DIE
JAPANISCHE UNTERWELT

JAKE ADELSTEIN

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@rivaverlag.de

Wichtiger Hinweis

Ausschließlich zum Zweck der besseren Lesbarkeit wurde auf eine genderspezifische Schreibweise sowie eine Mehrfachbezeichnung verzichtet. Alle personenbezogenen Bezeichnungen sind somit geschlechtsneutral zu verstehen.

1. Auflage 2022

© 2010 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 bei Pantheon Books, a division of Random House, Inc., New York, unter dem Titel Tokyo Vice. An American Reporter on the Police Beat in Japan © 2009 by Joshua Adelstein. All rights reserved. This translation published by arrangement with Pantheon Books, an imprint of The Knopf Doubleday Group, a division of Penguin Random House, LLC

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Martin Rometsch

Redaktion: Caroline Kazianka

Umschlaggestaltung: Evan Gaffney Design; Maria Verdorfer

Umschlagabbildungen: iStockphoto

Satz: JournalMedia GmbH, München

eBook: ePUBoo.com

ISBN Print 978-3-7423-2091-9

ISBN E-Book (PDF) 978-3-7453-1857-9

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-7453-1858-6



Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

Ich widme dieses Buch:

Dem Kriminalpolizisten Sekiguchi,
der mir beibrachte, was es heißt, ein Ehrenmann zu sein.
Ich gebe mir Mühe.

Meinem Vater,
der immer mein Held war und der mir beibrachte,
für das Recht einzutreten.

Der Polizeibehörde von Tokio und dem FBI,
die mich, meine Freunde und meine Familie beschützt haben
und sich unaufhörlich bemühen, die Kräfte der Finsternis
in Schach zu halten.

Und allen, die ich liebte und die gegangen sind
und nicht zurückkehren werden. Ich vermisse euch
und werde euch nicht vergessen.

会うは別れの始め

»Eine Begegnung ist nur der Beginn einer Trennung.«

Japanisches Sprichwort

BEGEISTERTE STIMMEN

»Großartig. Mit abgebrühtem Galgenhumor nimmt Adelstein seine Leser mit auf eine Schattenreise durch die japanische Unterwelt und untersucht die verschlungenen Beziehungen zwischen Journalisten, Polizisten und Gangstern. Fachkundig und überaus unterhaltsam erzählt.«

George Pelecanos, Autor von *Der Totengarten*

»Eindrucksvoll, brutal und nüchtern. Adelstein beschreibt die japanische Mafia wie kein anderer.«

Roberto Saviano, Autor von *Gomorrha: Reise in das Reich der Camorra*

»Ein packendes und informatives Buch. Auf den Spuren zweier spektakulärer Storys gerät Adelstein in einen Wirbel von Zerstörung, der seine Freundschaften, seine Ehe und sogar sein Leben bedroht. Während er mit tiefgründigen Problemen kämpft, bei denen es um Wahrheit und Vertrauen geht, nähert sich sein Buch einem Ende, das Herzklopfen auslöst. Eine erschreckende, zutiefst moralische Geschichte, die man nicht aus der Hand legen kann.«

Misha Glenny, Autor von *McMafia: Die grenzenlose Welt des organisierten Verbrechens*

»Jeder, der sich für tätowierte Yakuza, Badehäuser und die vielen anderen Aspekte der morbiden japanischen Unterwelt interessiert, wird von diesem Buch garantiert gefesselt sein.«

Barry Eisler, Autor von *Tokio Killer*

»Die Geschichte eines *gaijin*, der auf eine so wichtige und gefährliche Story stieß, dass sein Leben bedroht war. Für den Verzicht auf diese Story bot ihm ein Yakuza eine halbe Million Dollar. Stattdessen schrieb er dieses Buch.«

Peter Hessler, Autor von *Über Land: Begegnungen im neuen China*

»In dieser düsteren, oft humorvollen Reise durch Tokios Unterwelt erklärt Jake Adelstein präzise, was es heißt, ein *gaijin* und ein Reporter zu sein. Ob er in Kabukicho Spuren sucht oder einem Yakuza-Mitglied Informationen entlockt, dies ist ein Abenteuer, das nur er schreiben konnte. Ein Muss für alle, die sich für Japan oder für Journalismus interessieren.«

Robert Whiting, Autor von *Tokyo Underworld: the Fast Times and Hard Life of an American Gangster in Japan*

»Adelsteins messerscharfer Bericht über die Unterwelt Tokios ist ein informatives Sachbuch, das mehr enthüllt, als es verspricht – weil er den Mut hat, die Wahrheit zu suchen, und die Unverfrorenheit besitzt, sie auszusprechen.«

Roland Kelts, Autor von *Japanamerica: How Japanese Pop Culture has Invaded the U. S.*

»Adelstein schreibt im klassischen, nüchternen Stil von Dashiell Hammett; aber dies ist nicht San Francisco oder New York, und es ist keine erfundene Geschichte. Ein packendes Buch!«

Alex Kerr, Autor von *Dogs and Demons: Tales from the Dark Side of Japan*

»Ein lebendiger, informativer, schonungslos offener Bericht über die dekadenten, zwielichtigen und sexuellen Aspekte

der japanischen Gesellschaft. Pures Vergnügen!«

Karl Taro Greenfeld, Autor von *Speed Tribes: Days and Nights with Japan's Next Generation*

INHALT

Einführung: Zehntausend Zigaretten

TEIL 1 朝日 DIE MORGENSONNE

Das Schicksal ist auf deiner Seite

Es geht nicht ums Lernen, sondern ums Verlernen

Los, ihr Flaschen, packt eure Notizblöcke!

Erpressung, die beste Freundin des Jungreporters

Es ist Neujahr, also lasst uns kämpfen!

Das Handbuch für den perfekten Selbstmord

Der Mordfall »Imbissbuden-Mama«

Begrabt mich in einer flachen Grube - wenn die Yakuza kommen

Die verschwundenen Hundefreunde aus Saitama, Teil 1: Ich soll Ihnen vertrauen?

Die verschwundenen Hundefreunde aus Saitama, Teil 2: Außerhalb des Betts sind Yakuza nur wertlose Blutsauger

TEIL 2 日常 DER ARBEITSTAG

Willkommen in Kabukicho!

Meine Nacht als Animator

Was geschah mit Lucie Blackman?

Geldautomaten und Pressluftschlämmer: Ein Tag im Leben
eines Shakaibu-Reporters

Abendblumen

Der Kaiser der Kredithaie

TEIL 3 夕暮れ ABENDDÄMMERUNG

Das Königreich des Menschenhandels

Zehntausendundeine Zigarette

Zurück im Revier

Yakuza-Geständnisse

Zwei Gifte

Epilog

Anmerkungen über Informanten und deren Schutz

Danksagung

Anmerkung des Autors

Über den Autor

EINFÜHRUNG

ZEHNTAUSEND ZIGARETTEN

»Vergessen Sie die Story, oder wir machen Sie fertig. Vielleicht auch Ihre Familie. Aber zuerst Ihre Familie, damit Sie Ihre Lektion lernen, bevor Sie sterben.«

Der gut gekleidete Vollstrecker sprach sehr langsam, so wie man mit Idioten oder Kindern oder ahnungslosen Ausländern spricht.

Offenbar meinte er es ernst.

»Verzichten Sie auf die Story und auf Ihren Job, und alles ist vergessen. Wenn Sie den Artikel schreiben, werden wir Sie überall in diesem Land aufstöbern. Verstanden?«

Es ist keine besonders gute Idee, Yamaguchi-gumi, Japans größte Verbrecherorganisation, zu reizen. Denn etwa 40 000 wütende Mitglieder sind eine Menge.

Die japanische Mafia. Sie können sie als Yakuza bezeichnen, aber viele ihrer Mitglieder nennen sich lieber *gokudo*, was wörtlich »der höchste Weg« bedeutet. Yamaguchi-gumi ist die Spitze des *Gokudo*-Eisberges. Und unter den vielen Einzelgruppen, aus denen Yamaguchi-gumi besteht, ist Goto-gumi mit ihren über 900 Mitgliedern die schlimmste. Sie zerschlitzen Filmregisseure das Gesicht, werfen Menschen von Hotelbalkons, jagen Planierraupen in Häuser und vieles mehr.

Und der Mann, der mir gegenüber saß und dieses Angebot machte, gehörte zur Goto-gumi.

Seine Stimme war nicht drohend, er grinste auch nicht höhnisch oder kniff die Augen zusammen. Abgesehen von seinem dunklen Anzug sah er nicht einmal wie ein Yakuza aus. Er hatte noch alle Finger. Er rollte das R nicht wie die Ganoven in den Filmen. Eher glich er einem leicht indignierten Kellner in einem schicken Restaurant.

Er ließ die Asche seiner Zigarette auf den Teppich fallen und drückte die Kippe dann automatisch im Aschenbecher aus. Dann zündete er sich mit einem vergoldeten Feuerzeug eine neue Zigarette an. Er rauchte Hope - weiße Packung, Blockbuchstaben. Reportern fällt so etwas auf, aber es waren keine normalen Hope-Zigaretten, sondern eine halb so lange, dickere Version. Mehr Nikotin. Tödlich.

Die Yakuza hatte noch einen weiteren Vollstrecker zu diesem Treffen geschickt, doch der sagte kein einziges Wort. Der Stumme war dünn und dunkel, er hatte ein Pferdegesicht und wirres, langes, orange gefärbtes Haar - der *Chahatsu*-Stil. Er trug den gleichen dunklen Anzug.

Ich war mit einem rangniederen Polizisten gekommen, der früher in der Einsatzgruppe gegen das organisierte Verbrechen im Bezirk Saitama gearbeitet hatte: Chiaki Sekiguchi. Er war etwas größer als ich, fast so dunkel, untersetzt, mit tiefliegenden Augen und einer Elvis-Frisur. Er wurde oft für einen Yakuza gehalten. Wäre er den anderen Weg gegangen, hätte er es bestimmt zu einem angesehenen Gangsterboss gebracht. Er war ein großartiger Polizist, ein guter Freund, in mancher Hinsicht mein Mentor, und er hatte mich freiwillig begleitet. Ich warf ihm einen Blick zu. Er hob die Augenbrauen, warf den Kopf zurück und zuckte mit den Schultern. Er würde mir keinen weiteren Rat geben. Nicht jetzt. Ich war also auf mich allein gestellt. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich eine rauche, während ich darüber nachdenke?«

»Nur zu«, sagte der Yakuza etwas zurückhaltender als ich.

Ich zog eine Packung Gudang Garam - indonesische Nelkenzigaretten - aus der Jacke. Sie enthielten viel Nikotin und Teer und rochen wie Weihrauch. Das erinnerte mich an die Tage, die ich als College-Student in einem Zen-Tempel verbracht hatte. Vielleicht hätte ich buddhistischer Mönch werden sollen. Doch jetzt war es ein wenig zu spät dafür.

Nachdem ich mir eine Zigarette in den Mund gesteckt hatte, tastete ich nach dem Feuerzeug, doch der Vollstrecker zückte flink seines und hielt es mir hin, bis er sicher war, dass meine Zigarette brannte.

Er war sehr zuvorkommend, sehr professionell.

Ich schaute zu, wie der dicke Rauch in konzentrischen Kreisen die Zigarettenspitze verließ. Die brennenden Nelkenblätter im Tabak knisterten, als ich inhalierte. Es kam mir vor, als sei die ganze Welt still geworden und als gäbe es nur dieses Geräusch: Knacken, Knistern, Glühen. So ist das bei Nelken. Kurz schoss mir der Gedanke durch den Kopf, dass die Funken hoffentlich kein Loch in meinen oder seinen Anzug brannten, doch dann fand ich, dass das momentan meine geringste Sorge sein sollte.

Ich wusste wirklich nicht, was ich tun oder sagen sollte. Keine Ahnung. Denn ich hatte nicht genug Material für den Artikel. Verdammt, es war gar kein Artikel. Trotzdem. Er wusste das nicht, aber ich wusste es. Und meine wenigen Informationen hatten mir diese unangenehme Begegnung eingebrockt.

Aber vielleicht hatte das Ganze auch sein Gutes, vielleicht war es jetzt an der Zeit, nach Hause zu gehen. Vielleicht sollte Schluss damit sein, 80 Stunden in der Woche zu arbeiten, um zwei Uhr morgens nach Hause zu kommen und um fünf wieder zu gehen. Ich war es leid, dauernd müde zu sein.

Leid, Knüllern nachzujagen, von Kollegen ausgestochen zu werden, sechs Abgabeterminen am Tag einzuhalten – drei am Morgen für die Spätausgabe und drei am Abend für die Morgenausgabe. Ich war es leid, jeden zweiten Tag verkatert aufzuwachen.

Ich war mir sicher, dass er nicht bluffte. Er schien es sehr ernst zu meinen. Seiner Meinung nach würde die Story, die ich schreiben wollte, seinen Boss umbringen. Natürlich nicht direkt, aber es wäre die Folge gewesen. Und sein Boss war sein *oyabun*, sein Ersatzvater. Tadamasa Goto, der berüchtigtste japanische Gangster. Deshalb fühlte er sich natürlich dazu berechtigt, mich zu töten.

Aber wenn ich meinen Teil des Handels einhalten würde, würden sie dann ihr Wort halten? Doch das größte Problem war, dass ich die Story nicht schreiben konnte, da mir noch Fakten fehlten. Aber das durfte ich ihnen natürlich nicht verraten.

Alles, was ich wusste, war: Im Sommer 2001 hatte sich Tadamasa Goto im Dumont-UCLA-Leberkrebszentrum eine Leber transplantieren lassen. Ich wusste oder glaubte zu wissen, welcher Arzt den Eingriff vorgenommen hatte. Ich wusste, wie viel Geld Goto für seine Leber bezahlt hatte: nach einigen Quellen fast eine Million, nach anderen drei Millionen Dollar. Mir war bekannt, dass die Tokioter Zweigstelle eines Kasinos in Las Vegas einen Teil des Geldes, das er für die Klinik brauchte, in die USA überwiesen hatte. Absolut unklar war mir aber, wie so ein Kerl überhaupt in die USA gelangen konnte. Er musste einen Pass gefälscht oder einen japanischen oder amerikanischen Politiker bestochen haben. Irgendetwas war hier faul. Denn er stand auf der schwarzen Liste des amerikanischen Zolls, der Einwanderungsbehörde, des FBI und der Drogenbekämpfungsbehörde DEA (Drug Enforcement Administration). Er durfte eigentlich nicht in die Vereinigten Staaten einreisen.

Ich war mir sicher, dass hinter Gotos Reise und seiner Operation eine interessante Geschichte steckte. Deshalb hatte ich monatelang daran gearbeitet. Und ich konnte nur vermuten, dass mich während dieser Zeit irgendjemand verpiffen hatte.

Ich spürte, dass meine Hände zitterten. Die Zigarette schien sich in meinen Fingern aufgelöst zu haben, während ich nachgedacht hatte. Ich zündete mir eine zweite an und dachte: Wie zum Teufel bin ich nur so weit gekommen?

Ich hatte nur diese eine Chance, um die richtige Entscheidung zu treffen. Denn ein zweites Treffen würde es nicht geben. Ich konnte später keine Gegendarstellung abdrucken. Langsam geriet ich in Panik, mein Magen fühlte sich an wie zugeknotet, mein linkes Auge zuckte.

Seit über zwölf Jahren machte ich diesen Job, und ich war bereit aufzuhören. Aber doch nicht so. Wie war ich da nur hineingeraten? Das war eine gute Frage. Es war eine bessere Frage als die, die ich jetzt zu beantworten hatte.

Ich dachte weiter nach und verlor das Gefühl dafür, wie viele Zigaretten ich schon geraucht hatte.

»Vergessen Sie die Story, oder wir machen Sie fertig«, hatte der Vollstrecker gesagt.

Das war das Angebot.

Ich hatte keine Trümpfe in der Hand und keine Zigaretten mehr.

Schließlich schluckte ich, atmete aus, schluckte noch einmal und murmelte dann: »In Ordnung. Ich werde die Story ... in der *Yomiuri* ... nicht schreiben.«

»Gut«, sagte er sehr zufrieden. »An Ihrer Stelle würde ich Japan verlassen. Der Alte ist wütend. Sie haben eine Frau und zwei Kinder, oder? Machen Sie Urlaub, einen langen Urlaub. Vielleicht sollten Sie sich einen neuen Job suchen.«

Dann standen alle auf. Wir verbeugten uns äußerst knapp – es war eher ein kurzes Nicken mit starrem Blick.

Als der Vollstrecker und sein Helfer gegangen waren, wandte ich mich an Sekiguchi. »Glaubst du, dass meine Entscheidung richtig war?«, fragte ich.

Er legte mir die Hand auf die Schulter und drückte sie ein wenig. »Du hast getan, was du tun musstest. Es war richtig. Kein Artikel ist deinen Tod wert, keine Story ist den Tod deiner Familie wert. Helden sind nur Leute, die keine Wahl mehr haben. Aber du hattest noch eine Wahl. Und deine Entscheidung war richtig.«

Ich war wie betäubt.

Sekiguchi führte mich aus dem Hotel, und wir stiegen in ein Taxi. In Shinjuku fanden wir ein Café und ließen uns dort in einer Ecke nieder. »Jake«, begann Sekiguchi, »du hast ohnehin mit dem Gedanken gespielt, die Zeitung zu verlassen. Jetzt ist die Zeit eben gekommen. Du bist kein Feigling, wenn du es tust. Du hast keine Trümpfe in der Hand. Die Inagawa-kai, die Sumiyoshi-kai – verglichen mit diesen Leuten sind die wirklich nett. Ich habe keine Ahnung, wie diese Lebertransplantation in den Staaten abgelaufen ist, aber Goto muss gute Gründe haben, wenn er die Geschichte nicht gedruckt sehen will. Was auch immer er angestellt hat, für ihn ist es eine große Sache. Zieh dich da raus.«

Dann klopfte Sekiguchi mir auf die Schulter, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Er schaute mir fest in die Augen und wiederholte: »Zieh dich da raus. Aber gib die Story nicht auf, finde heraus, wovor dieser Bastard Angst hat. Das musst du wissen, denn dein Friedensvertrag mit diesem Mann wird nicht von Dauer sein, das garantiere ich dir. Diese Typen vergessen nichts. Du musst es rauskriegen. Andernfalls musst du den Rest deines Lebens Angst haben. Manchmal muss man erst ein Stück zurückweichen, um

dann zurückschlagen zu können. Gib nicht auf. Warte ein Jahr - zwei Jahre, wenn es sein muss.

Aber finde die Wahrheit heraus. Du bist Journalist, das ist dein Beruf, das ist deine Berufung. Das hat dich an diesen Punkt gebracht. Finde heraus, was er unbedingt verschweigen will. Der Mann hat Angst, darum geht er so auf dich los. Und nur wenn du den Grund dafür kennst, hast du einen Trumpf in der Hand. Nutze ihn gut. Dann hast du eine Chance, wieder das zu tun, was du tun willst. Als man mich zur Verkehrspolizei versetzt hat, weil einer meiner eigenen Leute mich reingelegt hat, damit ich degradiert werde, wollte ich kündigen. Jeden Tag wollte ich kündigen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie man sich als Kripobeamter fühlt, wenn man plötzlich gezwungen ist, Strafzettel zu verteilen, weil irgendein ehrloser Versager anders nicht weiterkommen kann. Aber ich musste an meine Familie denken. Die Entscheidung lag nicht nur bei mir. Also wartete ich ab, ich musste es schlucken, Tag für Tag. Aber die Zeit vergeht, und nach einer Weile gab es die Gelegenheit, ich konnte meinen Standpunkt darlegen, und jetzt mache ich wieder das, was ich ziemlich gut kann. Und bei dir ist es genauso, Jake. Gib nicht auf.«

Natürlich hatte Sekiguchi recht. Das war nicht das Ende.

Aber ich greife voraus.

Es gab einmal eine Zeit, als ich noch keine Yakuza ärgerte, als ich kein kettenrauchender, ausgebrannter Exreporter mit chronischen Schlafstörungen war. Damals kannte ich weder Sekiguchi noch Tadamasa Goto und wusste nicht einmal, wie man auf Japanisch einen anständigen Artikel über Taschendiebe schreibt. Yakuza kannte ich nur aus dem Kino. Damals war ich sicher, dass ich zu den Guten gehörte. Das scheint sehr lange her zu sein.

TEIL 1

朝日

DIE MORGENSONNE

DAS SCHICKSAL IST AUF DEINER SEITE

Der 12. Juli 1992 war der Wendepunkt, was mein Wissen über Japan anbelangt. Ich war auf meinem Stuhl neben dem Telefon festgeleimt, meine Füße steckten im Minikühlschrank - in der Sommerhitze ist jede Kühlung willkommen -, und ich wartete auf einen Anruf der *Yomiuri Shimbun*, der angesehensten japanischen Zeitung. Entweder würde ich dort als Reporter anfangen oder arbeitslos bleiben. Es war eine lange Nacht, der Höhepunkt eines Prozesses, der ein ganzes Jahr gedauert hatte.

Vor Kurzem noch hatte meine Zukunft mich keinen Deut interessiert. Da war ich Student an der Sophia (Joichi) University mitten in Tokio gewesen und hatte ein Diplom in vergleichender Literaturwissenschaft angestrebt und für die Studentenzeitung geschrieben.

Daher besaß ich zwar etwas Erfahrung in diesem Bereich, war aber nicht wirklich für den Einstieg in einen Beruf qualifiziert. Mein nächster Schritt wäre wahrscheinlich gewesen, Englisch zu unterrichten. Außerdem verdiente ich etwas Geld mit Übersetzungen von Kung-Fu-Videos aus dem Englischen ins Japanische. Und weil ich gelegentlich auch noch reichen japanischen Hausfrauen eine schwedische Massage verabreichte, konnte mein Einkommen die täglichen Ausgaben decken. Meine Eltern mussten allerdings die Unterrichtsgebühren bezahlen.

Eigentlich hatte ich keine Ahnung, was ich tun wollte. Den meisten meiner Kommilitonen war schon vor ihrem Abschluss ein Job zugesagt worden. Dieses *naitei* genannte Vorgehen galt zwar als ungehörig, dennoch war es gängige Praxis. Auch ich hatte eine solche Zusage erhalten, und zwar von Sony Computer Entertainment, aber sie galt nur,

wenn ich mein Studium um ein weiteres Jahr verlängern würde. Ich wollte diesen Job nicht wirklich antreten, aber immerhin ging es dabei um Sony.

Ende 1991, als ich nur noch ganz wenige Kurse besuchte und eine Menge Freizeit hatte, beschloss ich, die japanische Sprache genauer zu studieren. Denn ich wollte die Prüfung in Massenkommunikation für künftige Hochschulabgänger ablegen, um dann einen Job als Reporter zu ergattern und auf Japanisch zu schreiben. Ich war überzeugt, dass es nicht viel schwieriger sein konnte, für eine überregionale Zeitung mit acht oder neun Millionen Lesern zu schreiben als für eine Studentenzeitung.

In Japan gelangt man nicht zu den großen Zeitungen, nachdem man sich bei lokalen Kleinstadtzeitungen hochgearbeitet hat. Vielmehr holen sich die Zeitungen die meisten ihrer Reporter frisch von der Universität. Die Anwärter müssen sich dann als Erstes einem standardisierten Eignungstest unterziehen, der wie folgt abläuft: Angehende Reporter berichten vor einer großen Zuhörerschaft und schreiben tagelang Tests. Wenn das Ergebnis gut genug ist, folgt ein persönliches Gespräch, dann noch eines und schließlich ein drittes. Wer dabei einen guten Eindruck hinterlässt und seinen Gesprächspartnern gefällt, bekommt vielleicht eine Jobzusage.

Ehrlich gesagt glaubte ich nicht ernsthaft daran, dass eine japanische Zeitung mich einstellen würde. Wie groß war wohl die Chance, dass ein jüdischer Junge aus Missouri in diese elitäre japanische Journalistenbruderschaft aufgenommen wurde? Aber das war mir egal. Wenn ich etwas lernte und ein Ziel hatte, auch wenn es noch so unrealistisch war, so würde ich auf jeden Fall von meinen Bemühungen profitieren, und wenn nur mein Japanisch besser würde.

Aber wo sollte ich mich bewerben? Japan hat eine Menge Zeitungen, die zudem viel wichtiger sind als in den Vereinigten Staaten.

Die *Yomiuri Shimbun* hat die größte Auflage – mehr als zehn Millionen Exemplare täglich – in Japan und sogar in der Welt. Die *Asahi Shimbun* folgte ihr früher dicht auf den Fersen. Jetzt ist der Abstand größer geworden, aber sie liegt immer noch an zweiter Stelle. Die *Yomiuri* galt als offizielle Zeitung der konservativen Liberaldemokratischen Partei, die Japans Politik seit dem Zweiten Weltkrieg dominiert, die *Asahi* als offizielle Zeitung der Sozialisten, die heutzutage fast verschwunden sind. Von der *Mainichi Shimbun*, der drittgrößten Zeitung, hieß es, sie sei die offizielle Zeitung der Anarchisten, weil sie selbst nicht wisse, auf welcher Seite sie stehe. Die *Sankei Shimbun*, damals wohl die viertgrößte Zeitung, galt als Stimme der extremen Rechten, und einige hielten sie für ebenso glaubwürdig wie die Boulevardpresse. Auch sie brachte oft spektakuläre Storys.

Die Presseagentur Kyodo, die »japanische Associated Press«, war schwerer zu beurteilen. Ursprünglich hatte sie Domei geheißen und war die offizielle Propagandaabteilung der japanischen Regierung während des Zweiten Weltkriegs gewesen. Nicht alle Verbindungen waren abgebrochen, als die Firma nach dem Krieg unabhängig wurde. Zudem hatte Dentsu, die größte und mächtigste Werbeagentur Japans (und der Welt), eine Mehrheitsbeteiligung an Kyodo, und das konnte die Berichterstattung beeinflussen. Einen wichtigen Grund gab es allerdings, der Kyodo als Arbeitgeber sehr attraktiv machte: die Gewerkschaft. Denn sie sorgte dafür, dass die Journalisten den Urlaub bekamen, der ihnen zustand – und das war in den meisten japanischen Firmen eher selten.

Dann gab es noch Jiji Press, eine Art kleinen Bruder der Kyodo, aber einen hart arbeitenden. Jiji hatte eine kleinere Leserschaft und weniger Reporter. Es gab Leute, die

scherzhaft behaupteten, Jiji-Reporter schrieben ihre Artikel erst, nachdem sie Kyodo gelesen hätten – ein gemeiner Scherz in einer gemeinen Branche.

Anfangs neigte ich zur *Asahi*, aber irgendwann widerstrebte es mir, dass die USA bei jeder Gelegenheit in ein schlechtes Licht gerückt wurde. Das passte nicht zu dem Bild, das die meisten Japaner von Amerika hatten – das Land der Demokratie, das Freiheit und Gerechtigkeit in der ganzen freien Welt verbreitete.

Die Leitartikel der *Yomiuri* waren ziemlich hart, aber sehr konservativ, mit vielen *kanji* – chinesischen Schriftzeichen, die in der japanischen Schrift verwendet werden – und voller Andeutungen. Die Artikel im überregionalen Teil fand ich jedoch wirklich eindrucksvoll. Als der Begriff »Menschenhandel« im allgemeinen Wortschatz noch fehlte, veröffentlichte die *Yomiuri* eine Reihe von schonungslos offenen, gut recherchierten Artikeln über das Leid der thailändischen Frauen, die als Prostituierte nach Japan geschmuggelt wurden. Die Autoren schrieben einigermaßen respektvoll über die Frauen und kritisierten die Polizei zumindest moderat, weil sie kaum etwas gegen diesen Skandal unternahm. Die Zeitung schien mir fest auf der Seite der Unterdrückten zu stehen und für Gerechtigkeit einzutreten.

Da die Prüfungen der *Asahi* und der *Yomiuri* am selben Tag stattfanden, entschied ich mich für die *Yomiuri*.

Die Prüfung war Teil des Journalismusseminars der *Yomiuri Shimbun*, das inoffiziell als gute Gelegenheit galt, Mitarbeiter anzuwerben, bevor die offizielle Bewerbungssaison begann. So konnte die Zeitung die besten Hochschulabsolventen abschöpfen. Da die *Yomiuri* keine große Werbung für diese Tests machte, musste jeder, der Interesse hatte, die Zeitung sorgfältig durchforsten, um den Zeitpunkt nicht zu verpassen. Alle Studenten, die den

Ehrgeiz hatten, *Yomiuri*-Reporter zu werden, verschlangen daher die Seiten der Zeitung. In einem Land, in dem das Erscheinungsbild so wichtig ist, musste ich natürlich ordentlich aussehen. Als ich meinen Schrank durchwühlte, entdeckte ich, dass der feuchte Sommer meine beiden Anzüge zu Nährböden für Pilze gemacht hatte. Also trottete ich zu einem riesigen Discount-Herrenausstatter und kaufte einen Sommeranzug für etwa 300 Dollar, der aus dünnem Stoff bestand, angenehm zu tragen war und einen schönen schwarzen Farbton aufwies. Ich gefiel mir darin.

So elegant gekleidet wollte ich meinen Freund Inukai, den Chefredakteur der Studentenzeitung, beeindrucken, doch als ich im Büro auftauchte, das sich in einem dunklen, kerkerartigen Keller befand, reagierte er anders als erwartet.

»Jake-kun, mein Beileid.«

Aoyama-chan, eine andere Kollegin, wirkte nachdenklich, aber sie sagte kein Wort.

Ich verstand nicht, was los war.

»Was ist denn passiert? War es ein Freund?«

»Ein Freund?«

»Der gestorben ist?«

»Hä? Niemand ist gestorben. Allen, die ich kenne, geht es gut.«

Nun nahm Inukai die Brille ab und polierte sie mit seinem Hemd.

»Du hast diesen Anzug also selbst gekauft?«

»Klar. 30 000 Yen.«

Inukai fand das offenbar lustig, das konnte ich daran erkennen, dass er die Augen zusammenkniff wie ein glückliches Hundebaby. »Was für einen Anzug wolltest du

denn kaufen?«, fragte er dann ernst. »In der Anzeige stand *reifuku*.«

Aoyama-chan kicherte.

»Was ist denn?«, fragte ich. »Stimmt etwas nicht?«

»Du Idiot! Du hast einen Anzug für Beerdigungen gekauft. Keinen *reifuku*, sondern einen *mofuku*!«

»Na und, was ist denn da der Unterschied?«

»*Mofuku* sind schwarz. Und niemand trägt einen schwarzen Anzug bei einem Vorstellungsgespräch!«

»Niemand?«

»Na ja, vielleicht ein Yakuza.«

»Tja, könnte ich nicht so tun, als käme ich gerade von einem Begräbnis? Vielleicht kriege ich dann noch Sympathiepunkte.«

»Stimmt, die Leute haben oft Mitleid mit geistig Behinderten.« Aoyama warf ein: »Oder du bewirbst dich bei den Yakuza. Die tragen Schwarz. Du könntest der erste *gaijin* bei ihnen sein.«

»Nein, dafür eignet er sich nicht«, meinte Inukai. »Und was soll er machen, wenn sie ihn rauswerfen?«

»Stimmt«, sagte Aoyama und nickte. »Wenn es nicht klappt, wird er kaum mehr als Reporter arbeiten können. Denn es ist nicht leicht, mit neun Fingern zu tippen.«

Jetzt war Inukai in seinem Element. »Ich glaube nicht, dass er die Organisation mit neun Fingern verlassen könnte. Vielleicht mit acht. Er ist ein echter Schussel, grob, unbeholfen, nie pünktlich. Ein Barbar.«

»Da hast du recht«, stimmte Aoyama zu. »Immerhin könnte er noch jagen und sammeln. Aber was die Karriere betrifft, ist die Yakuza wohl nichts für ihn, obwohl er in einem schwarzen Anzug wirklich gut aussieht.«

»Also, was soll ich jetzt machen?«

»Kauf dir einen anderen Anzug«, riefen sie im Chor.

»Ich hab nicht genug Geld.«

Inukai schien nachzudenken. »Hmmm. Vielleicht kommst du damit durch, weil du ein *gaijin* bist. Möglicherweise findet jemand den Anzug niedlich ... oder sie halten dich gleich für einen kompletten Idioten.«

In meinem Beerdigungsanzug schleppte ich mich also am 7. Mai zur ersten Stunde des Seminars, das um 12.50 Uhr in einem eindrucksvollen Raum gleich neben dem Hauptbüro der *Yomiuri Shimbun* begann. Das Seminar sollte zwei Tage dauern. Am ersten Tag fanden Kurse statt, am zweiten *enshuu*, also »praktische Übungen«, ein Euphemismus für Prüfungen. Ich war überrascht, dass sie dieses Wort benutzten, weil es im Grunde ein militärischer Begriff ist.¹

Das Seminar begann mit einer Eröffnungsrede und einem Vortrag »für diejenigen unter Ihnen, die Journalisten werden wollen«, dann folgte ein zweiter Vortrag über ethische Grundsätze des Journalismus. Danach sprachen »Jungs an der Front« – also aktive Reporter – über ihre Arbeit, ihre Freude über eine gute Story und die Enttäuschung, wenn die Konkurrenz ihnen eine Schlagzeile weggeschnappt hatte. Ich erinnere mich nicht mehr genau an die Vorträge. Denn die vielen Stunden, die ich damit verbracht hatte, einigermaßen Japanisch lesen und schreiben zu lernen, hatten einen Nachteil: Ich konnte die Sprache sehr schlecht verstehen und sprach sie auch nicht sonderlich fließend. Aber ich ging ein kalkuliertes Risiko ein. Denn man brauchte eine ausreichende Punktzahl im schriftlichen Test, um überhaupt zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen zu werden. Deshalb hatte ich mich mehr im Lesen und Schreiben geübt als in anderen Fertigkeiten. Ich möchte nicht behaupten, dass ich die japanische Sprache gar nicht verstand, es war eher so, als wäre ich ein bisschen hör- und sprachbehindert.

Aber soweit ich sie verstand, waren die Ausführungen des Polizeireporters über die Abteilung für öffentliche Sicherheit der Tokioter Polizei ziemlich interessant. Der Mann sah aus wie 40, hatte graues Kraushaar und hängende Schultern – die Japaner nennen das »Katzenpose«.

Er erklärte, dass die Abteilung für öffentliche Sicherheit nur selten Bekanntmachungen und niemals Pressemitteilungen herausgebe. Alles werde bei Pressekonferenzen gesagt, und wer da nicht aufpasse, der gehe eben leer aus. Das sei kein Ort für Adrenalinsüchtige (oder Ausländer). Manche Reporter besuchten diese Konferenzen ein ganzes Jahr lang, ohne ein einziges Wort zu schreiben. Doch wenn eine Verhaftung stattfand, war das immer eine wichtige Nachricht, weil sie die nationale Sicherheit betraf.

Die eigentliche Prüfung – oder der »militärische Drill«, wie man sie nannte – sollte drei Tage später in der Yomiuri-Berufsschule für Technik in einem Vorort von Tokio stattfinden.

Da ich die Firmenbroschüre nicht gelesen hatte, war ich ein wenig überrascht, dass eine Zeitung auch eine Berufsschule betrieb. Damals wusste ich noch nicht, dass die *Yomiuri* viel mehr war als eine Zeitung. Sie war ein riesiger Firmenkomplex, zu dem unter anderem der Vergnügungspark Yomiuriland, das Reisebüro Yomiuri Ryoko und ein traditionelles japanisches Gasthaus in Kamakura gehörten. Außerdem besaß sie ihre eigene Miniklinik im zweiten Stock der Firmenzentrale, Schlafzimmer in der dritten Etage, eine Cafeteria, eine Apotheke und eine Buchhandlung, sogar ein Massagetherapeut arbeitete im Haus. Und das Baseballteam der Zeitung, die Yomiuri Giants, wurde wegen seiner landesweiten Popularität oft mit den Yankees verglichen. Unterhaltung, Urlaub, Gesundheitsfürsorge und Sport – man konnte sein Leben führen, ohne das *Yomiuri*-Imperium zu verlassen.

Vom Bahnhof aus folgte ich den vielen jungen Japanern in marineblauen Anzügen und mit roten Krawatten, dem typischen »Rekrutenlook« dieses Jahres. 1992 bedeutete das auch, dass all jene, die ihr Haar entsprechend der gängigen Mode braun oder rot gefärbt hatten, es nun wieder schwarz trugen. Ein paar Frauen waren mit nüchternen marineblauen Kostümen bekleidet.

15 Minuten vor Beginn der Prüfung betrat ich die Berufsschule und schrieb mich ein. Eine Mitarbeiterin am Empfang fragte mich: »Sind Sie sicher, dass Sie hier richtig sind?«

»Ja, ich bin sicher«, antwortete ich bescheiden.

Die Prüfung bestand aus vier Teilen: einem japanischen Sprachtest, einem Test in Fremdsprachen (dabei konnte man sich einige aussuchen), einem Aufsatz, und zum Schluss erhielten die Bewerber die Möglichkeit, sich selbst als künftige Mitarbeiter anzupreisen.

20 Minuten vor allen anderen war ich mit dem ersten Teil fertig. Einige Minuten lang saß ich ziemlich stolz auf mich selbst einfach so da, bis ich das Blatt zufällig umdrehte und entsetzt bemerkte, dass auf der Rückseite ebenfalls Fragen standen. Jetzt musste ich mich anstrengen, um noch fertig zu werden. Als die Zeit abgelaufen war, gab ich ab, was ich ausgefüllt (oder nicht ausgefüllt) hatte, ging wütend an meinen Platz zurück und war überzeugt, den Rest der Prüfung vergessen und nach Hause gehen zu können.

Ich muss ziemlich fassungslos dageessen haben, als ein *Yomiuri*-Mann zu mir kam und mir auf die Schulter klopfte. Er hatte eine Beatlesfrisur, trug eine Metallrandbrille und sprach mit einer heiseren Stimme, die nicht zu seiner Statur und zu seinem Aussehen passte. (Erst nach einiger Zeit erfuhr ich, dass er Endo-san hieß und in der

Personalabteilung arbeitete. Er starb einige Jahre später an Kehlkopfkrebs.)

»Sie sind mir unter den Bewerbern aufgefallen«, meinte er auf Japanisch. »Warum machen Sie diese Prüfung?«

»Nun ja, ich dachte, dass ich bessere Chancen habe, einen Job bei der englischsprachigen *Daily Yomiuri* zu bekommen, wenn ich hier gut abschneide.«

»Ich habe einen Blick auf Ihre Unterlagen geworfen. Bei den ersten Fragen waren Sie richtig gut. Aber was ist dann passiert?«

»Ich habe dummerweise zu spät bemerkt, dass es auf beiden Seiten Fragen gab.«

»Ach so. Das werde ich mir notieren.« Er zog einen kleinen Terminplaner aus seiner Jackentasche und kritzelte etwas hinein.

Dann wandte er sich wieder mir zu. »Vergessen Sie die *Daily Yomiuri*, das wäre nur Zeitverschwendung. Probieren Sie es bei der richtigen Zeitung. Sie haben immer noch eine gute Chance. Sie sind doch Sophia-Student, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete ich.

»Dachte ich mir. Halten Sie durch«, meinte er aufmunternd und tätschelte mir dabei die Schulter.

Da saß ich nun also, und meine Gedanken rasten. Aufgeben und nach Hause gehen oder am Ball bleiben? Schließlich stand ich auf und warf meinen Rucksack über die Schulter. Als ich mich im Raum umsah, hatte ich einen Moment lang den Eindruck, die Zeit sei stehen geblieben. Das Geschnatter war verstummt, die Menschen schienen mitten in ihren Bewegungen erstarrt zu sein, und ich hörte ein schrilles Summen. In diesem Augenblick wusste ich, dass ich vor einer der wichtigsten Entscheidungen meines Lebens stand.